

Obama, McCain und die andern

Nachgedanken eines Amerikamüden

Amerikamüde ist jemand, der seine Zeit als Amerikabetrachter für beendet erklärt und doch immer wieder auf dieses Land schauen muss wie Frau Matzerath auf die Aale im Pferdeschädel. Er hält das Interesse an Wahlkämpfen für übertrieben, weil es ja nicht der Präsident ist, der die USA regiert. Trotzdem geht ihm das Spektakel nicht aus dem Kopf.

Von Gert Raeithel

Eine Szene in Harry's Bar im Münchner Hofbräuhausviertel, 8. November 1988, Wahltag in den USA. Neuenglischer Gouverneur gegen Ex-Geheimdienstchef. Der Gouverneur wird die Wahl verlieren, weil er einen Häftling namens Willie Horton beurlaubt hat, worauf dieser flugs eine neue, schwere Straftat beging. Ein paar Pressemenschen lehnen am Tresen und tauschen Willie-Horton-Witze aus. Der Barkeeper lacht mit. Schon im Aufbruch sagt einer der Journalisten, der größte Witz sei eigentlich das amerikanische Wahlsystem selbst. Diese Einschätzung erzürnt den Barmann so sehr, dass er seinem Gast bis vor die Tür hinaus folgt und ihm eine Schimpftirade nachschickt, in der mehrmals das amerikanische Allerweltswort schlechthin vorkommt (Jesse Sheidlower, *The F-Word*). Das war vor 20 Jahren. Vor 40 Jahren schon, am 20. Oktober 1968, schrieb die *New York Times*, das US-Wahlsystem sei ein Witz, weil die Amerikaner noch so wählten wie anno Toback, als man mit dem Ochsenkarren zum Wahllokal fuhr.

Vor den Wahlen kommen Vorwahlen, und vor den Vorwahlen stehen Vor-Vorwahlen. Eine Vor-Vorwahl wird auch *Caucus* genannt. Zutrittsberechtigt zu einem Caucus ist, wer das Dinnerticket bezahlen kann und bereit ist, seinen Daumen in waschfeste Tinte zu tauchen, um Betrug vorzubeugen. Bei den letzten Vor-Vorwahlen sollte getestet werden, ob ein Bewerber überhaupt Chancen hat, im amerikanischen Heartland zu bestehen. Denn wer im Heartland nicht besteht, könne auch im übrigen Amerika nicht bestehen. Einer der Kandidaten landete mit 101 oder 0,7 Prozent der Stimmen auf dem zehnten und vorletzten Platz. Ein paar Monate später wurde er zum Spitzenkandidaten der Republikaner gekürt: John McCain. Er hatte sich weder von den Prognosen noch von den labyrinthischen Vorschriften irre machen lassen. In einigen Staaten dürfen bei republikanischen Vorwahlen auch Demokraten mitstimmen. Und umgekehrt. Für nicht bei einer Partei registrierte Bürger, sogenannte *Independents*, kann, je nach Bundesstaat, dasselbe gelten. Oder auch nicht.

Der Sieger am letzten Wahltag ist nicht notwendig derjenige, der die meisten Stimmen bekommen hat, obwohl dies auch schon vorgekommen ist. Den Ausschlag gibt die Zahl der Elektoren (Wahlmänner). John Quincy Adams, Rutherford B. Hayes oder Grover Cleveland – alle erhielten sie weniger Stimmen als ihre Gegenkandidaten. Kennedy heimste seinerzeit in Illinois mit einem Plus von 8858 Stimmen 27 Elektoren ein, während Nixon in Ohio ein Vorsprung von 273 363 Stimmen gerade mal 25 Elektoren einbrachte. Komplizierter wird die Sache, weil manche Wahlmänner auf ihren Kandidaten festgelegt sind, andere nicht. Als Faustregel lässt sich festhalten, dass die Elektoren der zwölf bevölkerungsreichsten Bundesstaaten unter sich ausmachen können, wer Präsident wird, egal wie's in den übrigen 38 Staaten ausgeht.

Rentierte es sich, die Verfassung zu ändern und eine direkte Präsidentenwahl zu ermöglichen? Oder hätte der Verzicht auf Wahlmänner als Filter vor dem Volkswillen einen noch größeren Schauerbock als den Gerade-noch-Präsidenten ins Weiße Haus gespült? Wer, wie Joan Didion oder Gore Vidal, das Zweiparteisystem nicht überhaupt für eine Fiktion hält, der hegt doch Zweifel an seiner demokratischen Legitimation. Sogar Martin Walser klagt in einem an sich pro-amerikanischen Gedicht: „Nichts ist so wenig typisch für ein Land wie seine Repräsentanten.“ Nehmen wir gleich das Repräsentantenhaus. Dort sitzt nicht ein republikanischer Abgeordneter schwarzer Hautfarbe, und im Senat ist der einzige Schwarze ein Demokrat: Barack Obama.

„Als ich klein war, hat man mir gesagt, dass jedermann Präsident werden kann, heute bin ich geneigt, es zu glauben“, ätzte in den zwanziger Jahren der Strafverteidiger Clarence Darrow. George W. Bush scheint ihn bestätigen zu wollen. Aber es stimmt trotzdem nicht. Präsident wird in der Regel, wer mehr Geld aufreibt als sein Gegner. Nixon (25 Millionen) siegte über Humphrey (11 Millionen). Bill Clinton (71 Millionen) drängte Bush d. Ä. (62 Millionen) aus dem Amt. Vor acht Jahren wollte schon mal eine Frau Präsidentin werden. Aus Geldmangel gab Elizabeth Dole frühzeitig auf. Der spätere Wahlsieger Bush jr. hatte zu dem Zeitpunkt schon zehnmal so viel Spenden eingesammelt wie die unterfinanzierte Dame. Unterm Strich geht's um Geld, sagte sie enttäuscht. Sogar die *Volunteers*, die ehrenamtlichen Wahlhelfer, wollen heute bezahlt werden. Und alles wird teurer. In der Eisenhower-Zeit rechnete man pro Wählerstimme mit acht bis neun Dollar, am Ende der Ära Reagan waren es schon über 25 Dollar. Hillary Clinton steckte bis zur Aufgabe allein von ihrem eigenen Geld doppelt so viel in den Wahlkampf wie vormals ihr Mann insgesamt bis zu seiner Nominierung. Wer ein privates Foto mit Bush sen. haben wollte, musste 92 000 Dollar hinblättern. Ein Botschafterposten war von Nixon nicht unter 300 000 Dollar zu haben, und das reichte nur für ein kleines Land. Eine New Yorker Millionärin hat für die Demokraten 400 000 Dollar abgedrückt und zusätzlich vor den Wahllokalen Zigaretten an Obdachlose verteilt, damit sie für ihren Favoriten Al Gore stimmen.



Barack Obama und General Petraeus im Hubschrauber über Bagdad (21. Juli 2008)

Dutzendfach ist versucht worden, die Höhe der Spendengelder zu begrenzen, und ebenso oft ist es Parteifunktionären gelungen, die Bestimmungen zu unterlaufen. Zum Beispiel mit Soft Money. Wer Werbung macht für eine Partei, um den Bürgersinn zu wecken, oder wer für einen Kandidaten eintritt, ohne das Wort *vote* zu verwenden, braucht sich an das Spendenlimit nicht zu halten. Soft Money ist beliebt bei Demokraten, weil Republikaner normalerweise mehr Hard Money aufreiben. Wer auf Bundesmittel ganz verzichtet, darf private Spenden unbegrenzt ausgeben. So hat es Obama gehandhabt. Kaum flossen die privaten Spenden dicker als erwartet, verwarf er das vorher von ihm gepriesene *public financing*. Und McCain suchte und fand Schlupflöcher in Gesetzen zur Spendenbegrenzung, die er selbst entworfen hatte.



Wikimedia Commons

Berlin, 24. Juli 2008: Siegssäule (Sockel), Prompter und Barack Obama (von links)

Die Obergrenze für Privatspenden beträgt *de lege lata* 1000 Dollar pro Vorwahl oder 25 000 Dollar pro Jahr. Man kann die Obergrenze knacken und seinen Lebenspartner oder die engere Verwandtschaft mitspenden lassen. Bush jr. griff vor seiner Wiederwahl auf die Pioniertradition zurück. Wer es schaffte, Kleinspenden von Angehörigen und Freunden zu bündeln, bis ein 100 000-Dollarpacken beieinander war, erhielt den Titel „Pionier“ und womöglich ein lukratives Amt.

Erfolgreiche Kandidaten bleiben meist auf einem Schuldenberg sitzen. Aber nicht alle. Al Gore durfte eine runde Million in die Ausstattung seiner Residenz stecken. Und in mindestens einem dokumentierten Fall ist ein Kandidat, der nie ernsthafte Absichten hegte, mit Profit aus dem Rennen geschieden.

ES IST ZUM WEINEN Lewis Lapham, einer der angesehensten Journalisten des Landes, hält die amerikanische Demokratie für eine Scharade, allerdings eine sehr ausgeklügelte. Ein Siegertyp muss die Kontrolle über eine fast unbeherrschbar große Zahl von Faktoren haben. Er muss entscheiden, ob er seine Wiedergebuchsrede in New Hampshire hält, wo er sowieso keine Chance hat, oder ob er gleich nach New Mexico fliegt, wo das Wahlergebnis auf der Kippe steht. Er muss wissen, wie er die Anhänger einer nach den Vorwahlen ausgeschiedenen Konkurrentin – die seine Parteigänger bislang als *bitch* bezeichnet haben – zu sich herüberzieht. Der Sieger muss ein Tüftler sein: Auf welche Weise kann ich wenigstens die Hausfrauen aus den Schlafstädten für mich gewinnen, nachdem mein Gegner bei hellhäutigen Wählerinnen insgesamt um einen Punkt in Front liegt? Wie kann ich meine Chancen bei der spanisch sprechenden Minderheit erhöhen, nachdem ich bei dieser Wählergruppe sogar in meinem Heimatstaat Arizona weiter zurückliege als der amtierende Präsident in seiner Heimatstaat Texas? Wie verkaufe ich mich neuen Zielgruppen, etwa den jagenden und fischenden Wählern, dem *outdoor man* oder dem Leser der Zeitschrift *Field & Stream*? (Vor nicht allzulanger Zeit war das Gespann Bush & Quayle noch für einen Lacher gut.) Wie kann ich verhindern, dass mein Rivale Huckabee in denjenigen Staaten die Nase vorn hat, wo libertäre Episkopaler die evangelikalen Christen zahlenmäßig ausstechen? (Unter uns gesagt, sollte Mike Huckabee seines Namens wegen Präsident werden, und sei es nur für kurze Zeit.)

Barack (das heißt: „der Gesegnete“) Obama hat erst im Zuge der Vorwahlen die Nähe zu einer christlichen Kirche gesucht. Sein kenianischer Großvater war Moslem gewesen, die Obama-Jäger wollen nachweisen, dass der junge Barack selbst in Indonesien moslemisch erzogen wurde. Islam und Elfterseptember sind benachbarte Glieder in der öffentlichen Assoziationskette, und Obamas Name steht klanglich in der Nähe zu dem meistgesuchten Terroris-

ten. Eine Karikatur auf dem Umschlag des *New Yorker* zeigte Obama im Turban, Ms. Obama mit umgehängtem MG, an der Wand ein Bild von Osama, im Kamin verkohlen die Stars & Stripes. Als bei einer Wahlkampfveranstaltung hinter Obamas Rednerpult zwei Frauen in Kopftüchern saßen, wurden sie von Wahlhelfern diskret aus dem Fernsehbild gebeten. Man kann nie wissen. Je ausgeklügelter ein System, desto anfälliger ist es. Obama zählte seine liebsten Popstars auf, und siehe da – es fehlte der Countrysänger Garth Brooks. Wahlmanager in Panik: Das wird ihn weiße Arbeiterstimmen kosten.

Das Wahlvolk, der Souverän also, hält dem Politiker das Stöckchen hin und der muss springen. Präsident Ford ließ einen Stempelabdruck von der Pfote seiner Hündin Liberty anfertigen, um die vielen Autogrammwünsche mündiger Bürger zu erfüllen. Im Rahmen einer Fernsehdebatte beantworteten Mr. Obama und Ms. Clinton ungerührt Fragen von Leuten, die als Wikinger, Schneemänner und Hühner verkleidet waren. 1992 billigten die Finalisten der Präsidentenwahl die Versteigerung – ich erfinde nichts! – ihrer Leibwäsche. Den höchsten Betrag erlöste die Unterhose des alten Bush. Aber Clinton gewann die Wahl. Ernest Hemingway hatte es schon richtig gesehen: *Winner Take Nothing*.

Beim letzten Parteikonvent der Republikaner sagten die Bush-Töchter die lustigen *one-liners* auf, die man ihnen vorher aufgeschrieben hatte. Auch diesmal wird die Witzmanufaktur wieder Hochbetrieb haben. Die Gagdichte legen die Parteimanager fest. Farbberater überprüfen, ob der Schlips des Redners zur Kulisse passt. Zu jedem Parteikonvent gibt es ein Skript, auf dessen Einhaltung eine außerhalb der Halle platzierte Kommandozentrale wacht. Im Skript ist festgeschrieben, wann der Chairman durch Jubel unterbrochen wird und für wie lange.

Der Stern des Barack Obama ging vor vier Jahren beim demokratischen Parteikonvent in Boston auf. Er durfte als Hauptredner auftreten und sollte eigentlich den Präsidentschaftskandidaten preisen. Aber er sprach hauptsächlich von sich, seiner niederen Herkunft, seinem Weg nach oben, seinen hehren Zielen für Amerika. Bei richtiger Vorbereitung kann das Wort AMERICA

John S. McCain und Familie bei der Taufe des Zerstörers JOHN S. MCCAIN (26. 9. 1992)

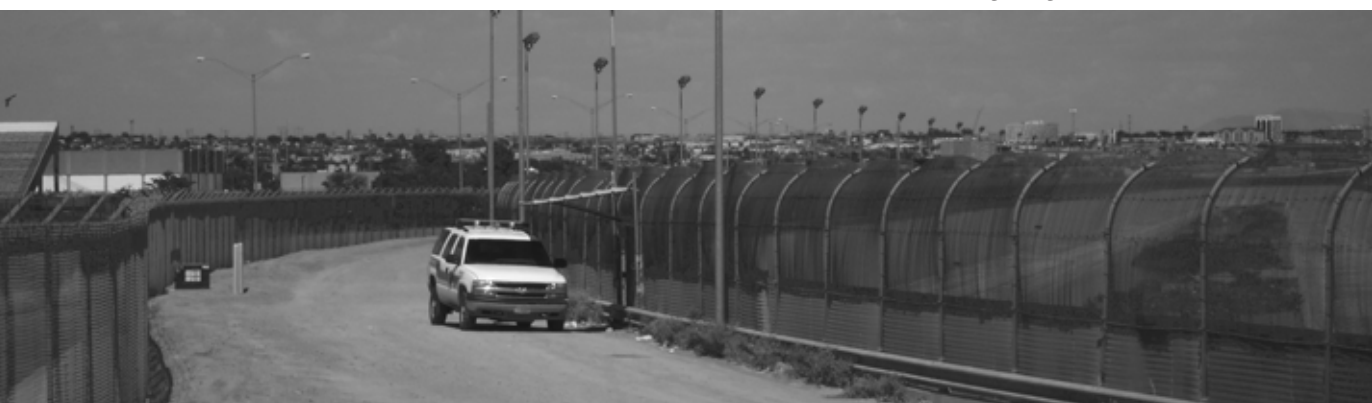


nicht nur bei Parteitagsdelegierten einen wahrnehmungsphysiologischen Reflex auslösen: Sie weinen. Und so flossen denn bei Obamas Rede die Tränen, Tränen des Glücks, Amerikaner zu sein. Es sind Freudentränen, patriotische Tränen. Als dem Astronauten John Glenn nach seinem Weltraumhüpfer eine Parade ausgerichtet wurde, weinten die Zuschauer am Straßenrand, tränenass die Gesichter hartgesottener Cops. Es weinten Kongressabgeordnete, es weinte der Vater der Kennedys, wengleich eines Schlaganfalls wegen nur mit einer Gesichtshälfte. John Glenn hatte oben am Himmel den Commies die richtige Antwort gegeben. Die terrestrische Forschung sieht es so: Mit dem Weinen geht das Gefühl einher, einer Übermacht ausgeliefert zu sein. Dieses Gefühl machte sich unter Delegierten breit, während sie Obamas rhetorischem Gesellenstück lauschten. A Star was Born oder ein Messias. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn er die Wahl im November nicht gewinnt.

FLIP-FLOP Nein, keine Gummisandalen. Sondern plötzliche Meinungsänderungen oder Kehrtwendungen eines Politikers mit dem Zweck, seine echten oder vermeintlichen Wahlchancen zu erhöhen. John McCain flipp-floppt öfter als ein Pfannkuchen, sagt der Volksmund. Einmal ist er für das Recht auf Abtreibung, dann dagegen. Einmal will er die Homo-Ehe zulassen, dann widersetzt er sich Vergünstigungen für gleichgeschlechtliche Paare. Einmal ist er gegen Steuererleichterungen für Superreiche, dann dafür. Einmal gegen Lauschangriffe, dann wieder nicht. Ein Weg vom gemäßigten Politiker zum Hardliner? Das Ende ist offen, und der 71-Jährige scheint manchmal selbst nicht mehr genau zu wissen, wo er gerade steht. Jedenfalls: Verblasst ist sein Image als *straight talker*, als einer, der das freie Wort pflegt. Um dieses Image nicht zu beschädigen, hatte er einst die Beraterdienste von Henry Kissinger zurückgewiesen. Jetzt ernannte er den kriegslustigen Friedensnobelpreisträger zum Ehrenvorsitzenden seines New Yorker Wahlkampfteams.

Kissinger spendete Geld für McCain. Obama hält er für so unfähig, dass er das Schicksal des Versagers Carter erleiden könnte. Nicht verstehen kann Kissinger die Begeisterung für den demokratischen Kandidaten: „Ich habe niemanden getroffen, der Obama wirklich kennt.“ Das liegt auch daran, dass Obama flippt und floppt, wie es die Wählermeinung im Moment geboten erscheinen lässt. Dass er sich in puncto Wahlkampffinanzierung als gelinde gesagt flexibel erwies, hat man gesehen. Auch bei anderen Themen wechselte er den Standpunkt. Flip, ein stärkerer Zaun zwischen den USA und Mexiko ist überflüssig, Flop, man braucht ihn doch. Flip, das Freihandelsabkommen NAFTA war ein Fehler, Flop, in der Hitze des Wahlkampfes sagt man oft unkluge Dinge. Obamas Flip-Flops nehmen gern die Form des „Ja, aber“ an. Ächtung der Todesstrafe? Ja, aber nicht für Kinderschänder. Friede in Nahost?

Der Zaun zwischen den USA und Mexiko bei San Diego (August 2006)



gingrey.house.gov

Ja, aber nicht die Israel-Lobby vergrätzen. Raus aus dem Irak, aber erst die Herren Generäle fragen. Bring the boys home? Ja, aber nicht alle.

Nach ihrer Nominierung gravitieren Präsidentschaftskandidaten zur politischen Mitte. Das ist ein alter Hut. Obama, der als Reformier angetreten ist, befürwortet inzwischen weder eine Erhöhung der Mineralölsteuer noch eine allgemeine gesetzliche Krankenversicherung, noch eine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall über den siebten Tag hinaus. Middle-of-the-Road eben. Mit *Change*, seinem Markenzeichen, hat er anscheinend weniger die Politik als sich selbst gemeint. Wenn er von Terrorismus spricht, klingt er bis in die Wortwahl hinein wie George W. Bush. Nicht dass alle Amerikaner unglücklich wären über den Wendehals. Je näher Obama dem Weißen Haus rückt, desto freudiger begrüßen Realpolitiker seine Verhärtung. Denn auf der weltpolitischen Bühne könne man ohne rücksichtslosen Opportunismus nicht bestehen.

Der Flip-Flop oder Flickflack ist im Sport ein Handstandüberschlag rückwärts und vorwärts. Der bekannteste politische Bodenturner der jüngeren Geschichte war George McGovern. Im Wahljahr 1972 hielt er „zu 100 Prozent“ an seinem Stellvertreter fest und ließ ihn dann fallen. McGovern verlor unruhlich gegen Nixon, ist sich aber insofern selbst treu geblieben, als er ins Lager von Obama überwechselte, sobald Zweifel an Hillary Clintons Siegeschancen aufkamen. Für sie war das besonders bitter, war sie doch als junge Wahlhelferin für McGovern im Einsatz gewesen und hatte dessen Niederlage in 49 von 50 Bundesstaaten miterlitten.

Den Flip-Flop simultan vorwärts und rückwärts beherrschte ein anderer Verlierer, John Kerry. Ihm gelang es, binnen einer Woche zwei Briefe an ein und denselben Bürger zu schreiben, worin er sich einmal für, einmal gegen den Irakkrieg aussprach. Man sieht an dem Beispiel, wie schwer es Politikern fällt, den Wählern eine Kehrtwendung zu erläutern. Es sei denn, man legt die Karten so offen auf den Tisch wie eine Abgeordnete aus Florida: „Mein Problem bestand darin, dass ich vorher zu ehrlich zu euch war.“

Amtsinhaber Bush sagte in der ihm eigenen Sprache: „Das Großartige an Amerika ist, dass jeder wählen sollte.“ Nur: Mit einer Wahlbeteiligung von unter 50 Prozent liegen die USA abgeschlagen hinter Ländern wie Uganda, Paraguay oder Bangladesch. Dies hat viele Gründe. Armut, schlechte Verkehrsanbindung, Registrierpflicht und schiere Bequemlichkeit gehören dazu. Das Flip-Flop-Phänomen aber auch. Der Wähler weiß nie, was er kriegt. Er schaut zu Kennedy auf und erfährt später, dass der die Vernichtung von Reiskörnern der eigenen Verbündeten angeordnet hat. Man wählt den Law-and-Order-Mann Nixon und holt sich einen Gesetzesbrecher ins Weiße Haus. Der Gutmensch Carter predigt die Menschenrechte und ebnet den Weg für zwei Irakkriege, weil er die Kontrolle über die Golfregion beansprucht. Politisch bewusste Nichtwähler wollen die Politikerkaste nicht noch ermutigen. Für sie ist das geringere von zwei Übeln immer noch ein Übel.

RICHTET NICHT Die amerikanische Gesellschaft ruht auf einem christlichen Fundament, aber es ist jetzt mehr von Blutrache die Rede als von Vergeltung, und wer hätte in letzter Zeit den Imperativ „Liebet eure Feinde“ befolgt? Schon vor Jahrzehnten wurden T-Shirts mit Gaddhafi als Zielscheibe verkauft, und heute wirbt die Revolverpresse für Klopapier mit einem Porträt von Osama bin Laden drauf. Im Internet werden Christen aufgefordert, ihre Anstrengungen zu verdoppeln und Moslems dem Friedensfürsten zuzuführen. Im Irak haben sich GIs den Schmerzensmann samt Dornenkrone auf die Brust tätowiert. Doch steht ihr Auftreten dem Missionsauftrag entgegen. Mit ihren schweren Fahrzeugen überrollen US-Militärs auf der Straße liegende Leichen, bis die Gedärme hervorquellen. Einer der Leichname heißt bei der

Truppe Tomato Man, weil er aussieht wie eine zermatschte Tomate. Diese Soldaten wurden in eine Kultur hineingeboren, in der an – bei uns verbotenen – Spielautomaten das Überfahren von Fußgängern Punkte und Freispiele einbrachte und in der Fruchtgummis der Serie Road Kill – Eichhörnchen, Hühner, Schlangen mit Reifenspuren – ein beliebtes Naschwerk waren.

Obama und McCain sind beide für die Todesstrafe. So wie in der Außenpolitik nach dem Prinzip verfahren wird, erst schießen, dann verhandeln, so gilt im Innern die Sequenz: erst totspritzen, dann DNA auswerten. Die Gerichte bis hinauf zum Supreme Court fördern die Gewaltbereitschaft, indem sie den Besitz und das Tragen von Feuerwaffen stets aufs Neue für verfassungsgemäß erklären. Gut, wer beim Waffenhändler kauft, muss Fragen beantworten. Aber auf Tausenden von



Wikimedia Commons

Wühlisch: Waffen-Schau, George R. Brown Convention Center, Houston, Texas (März 2007)

gun-shows im Lande, das sind Flohmärkte für tödliche Waffen, braucht einer nur genug Geld mitzubringen. Die kriegerische Stimmung schlägt sich in der Nomenklatur öffentlicher Kampagnen nieder: Krieg gegen die Armut; Krieg gegen Drogen; Krieg gegen den Terrorismus. Drei Kriege, keiner gewinnbar. Der Soziologe Amitai Etzioni, ehemals ein Streiter für versöhnlichen Kom-

munitarismus, verlangt heute von den demokratischen Staaten einen höheren Blutzoll, um die Ordnung wiederherzustellen.

Ein Jura-Professor der Elite-Universität Berkeley machte Volksvertretern klar, theoretisch gesehen gebe es kein Gesetz, das dem Präsidenten verbieten könnte, die Hoden eines Kindes zu zerquetschen. Wie gesagt, ich erfinde nichts. Ein Jura-Professor an der ruhmreichen Universität Harvard hat sich bereits dem praxeologischen Aspekt zugewandt und rät dazu, aussageunwilligen Beschuldigten sterile Nadeln unter die Fingernägel zu treiben. Dass in Abu Ghraib, in Afghanistan und an der Guantánamo Bay gefoltert wurde, ist erwiesen. Nur heißt Folter dort *harsh interrogation techniques* oder *enhanced interrogation techniques* oder *alternative interrogation techniques*. Exemplarisch: einem Häftling einen Besenstiel in den After rammen, ihn heulen lassen wie einen Hund, während ein Soldat auf ihn uriniert. Anderes Beispiel: Der Gefangene soll glauben, er würde ertränkt. Scheinhinrichtungen sind zur Zeit des Koreakriegs und des Kalten Kriegs von der CIA nach sowjetischen und chinesischen Vorbildern modelliert worden. Sie gehen angeblich bis auf die Spanische Inquisition zurück.

Ex-Präsident Clinton ist für den Gebrauch von Folterwerkzeugen, aber nur, wenn eine Zeitbombe tickt. Seine Frau und Obama sind dagegen. McCain im Grunde auch, er will aber der CIA nicht die Hände binden. Dass sich McCain nicht eindeutiger gegen Folter ausspricht, ist umso bemerkenswerter, als er während seiner Kriegsgefangenschaft in Nordvietnam so schlimm gefoltert wurde, dass er einen, wenn nicht zwei Selbstmordversuche unternahm, militärische Informationen preisgab und ein anti-amerikanisch gefärbtes Geständnis unterschrieb. Die Offizierslaufbahn des John McCain war bis dahin nicht gerade mustergültig verlaufen, wie seine Rivalen gerne erzählen. Die Marineakademie in Annapolis absolvierte er als einer der Schlechtesten („*the bottom 1 per cent*“). Seines Vaters, eines Admirals, wegen ließ man ihn zu den Marinefliegern, wo er sich als Bruchpilot entpuppte. Nicht weniger als fünf Maschinen hat er in seiner aktiven Zeit zuschandengeflogen. Und dann sein

Einknicken in der Gefangenschaft. Trotzdem blieb er ein Kriegsheld. Die amerikanische Kultur braucht Helden, Hollywood kann den Bedarf nicht ganz decken. Bei Falludscha spielten GIs Szenen aus *Ben Hur* nach, wer wollte an ihrem Heldenmut noch zweifeln. Obama brachte sein Buch *The Audacity of Hope* mit in den Wahlkampf, eine etwas mühsame Abwandlung von Kennedys *Profiles in Courage*. „Audacity“ kann heißen: Kühnheit oder Dreistigkeit oder Frechheit. Doch so tollkühn war Obama nicht, sich mit dem Bürgermeister von San Francisco fotografieren zu lassen, denn der trat für die Homo-Ehe ein, und das könnte Stimmen kosten. Ob er gegen die Begegnung mit Berlins Regierendem Bürgermeister innere Vorbehalte hatte, ist hieramts nicht bekannt.

Einen Mitbewerber um den Einzug ins Weißes Haus mit seiner Biografie aus dem Feld zu schlagen, hat Tradition. John Quincy Adams wurde von seinen Gegnern als korrupt hingestellt. Über Lincoln kursierte das Gerücht, er habe Negerblut. James Garfield wurde ein gefälschter Brief unterschoben, in dem er die chinesische Einwanderung befürwortete. Hubert Humphrey dichtete man Wehrdienstverweigerung an. Nixon wurde je nach Publikum als Freund der Afro-Amerikaner oder als Rassist verteufelt. Obamas Gegner schlachteten ein Versäumnis aus: Statt in Illinois an einer wichtigen Abstimmung zur Waffengesetzgebung teilzunehmen, habe er Urlaub auf Hawaii gemacht. Die Parallele zu Bush jr. war schnell gezogen. Der hatte erst spät geruht, seinen Urlaub abubrechen, um sich in New Orleans die Schäden nach dem Hurrikan „Katrina“ anzusehen. McCain musste mit dem Vorwurf fertig werden, dass einer seiner Geldgeber einen frauenfeindlichen Witz erzählt hatte – vor zwanzig Jahren. Um die Wählbarkeit McCains weiter infragezustellen, grub ein Professor aus Arizona die Geburtsurkunde des Kandidaten aus: McCain sei in der Panamakanalzone geboren und somit kein *natural born citizen*, wie es die Verfassung vorschreibt.

Viel Raum bei den Schmutzkampagnen nimmt das Schlafgemach ein. Andrew Jackson wurde als Ehebrecher, James Polk als Sadist und Lyndon Johnson als Tunte verleumdet. Wahr ist, dass es mehr als ein Präsident mit der Einehe nicht so genau genommen hat. Lange vor Bill Clinton hielt Präsident Harding im Weißen Haus das eine oder andere Schäferstündchen ab, und was für Clinton die Lewinsky war, das war für Kennedy eine Praktikantin mit dem unwiderstehlichen Namen Mimi Fahnstock. McCain wurde angelastet, seine nach einem Unfall schwer behinderte erste Frau zugunsten der schönen, reichen Erbin des Budweiser-Vermögens sitzen gelassen zu haben. Nicht nur das: Die neue Ehe sei geschlossen worden, noch bevor die alte rechtskräftig geschieden war. Ein Fall von Bigamie? Oder von Kryptogamie wie bei Kennedy? Er soll vor der Ehe mit Jacqueline Bouvier schon einmal verheiratet gewesen sein – bis ein Freund für ihn die Heiratsurkunde stahl.

Der Satz vom puritanischen Erbe hat fast kanonische Geltung. Wer einen aktuellen Eindruck vom sittlichen Empfinden eines wachsenden Teils der Bevölkerung gewinnen will, der werfe einen Blick in eine Reportage von David Foster Wallace über die milliardenschwere Porno-Industrie. Bei der Jahrestagung der Produzenten von Erwachsenenvideos in Las Vegas werden in 106 Kategorien Preise vergeben, darunter für das beste Feature mit Analverkehr. Wie bei der Oscar-Verleihung bedanken sich preisgekrönte Porno-Stars mit kleinen Ansprachen: „Ich bedanke mich bei jeder schönen Frau, in die ich je meinen Schniedelwutz gesteckt habe“

Filmt nicht mehr: Porno-Star Jenna Jameson mit Ehemann bei der Preisverleihung in Las Vegas (2005)



oder „Ich möchte meiner Mutter danken, die ihre Beine gespreizt und all das möglich gemacht hat.“ An einem der Verkaufsstände masturbiert eine Pornodarstellerin mit dem Knauf einer Reitpeitsche. Eine andere brüstet sich damit, den Weltrekord im *Gang Bang* aufgestellt zu haben: 300 Männer in Serie und auf Video festgehalten. Im Verlauf der Tagung schiebt ein Filmschaffender einer seiner Darstellerinnen einen Filzstift in den Anus und lässt sich von ihr „I'm a little fuckhole“ ins Notizbuch kritzeln. „In Anbetracht der Umstände erstaunlich gut lesbar“, notiert Augenzeuge Wallace. Zum Abschluss nimmt ein zwölfjähriger Junge in Vertretung seines Bruders die Auszeichnung für die beste schwule Performance entgegen. So viel zum puritanischen Erbe.

Als Nixon in einer Geheimmission das Blut von Kambodschanern vergoss, blieb der Kongress untätig. Als Clinton beim Oval Office seinen Samen vergeudete, leitete der Justizausschuss eine Staatsanklage ein. Das öffentliche Interesse an Clintons *private parts* war größer als an seinen völkerrechtswidrigen Bombenangriffen auf den Sudan, den Irak und Afghanistan. Dass der militärische Oberbefehlshaber die Verantwortung für den Tod ungezählter Zivilisten auf sich nahm, hatte bei ihm ebenso wenig mit unterdrückter Sexualität zu tun wie bei den Soldatinnen, die heute überall auf der Welt Dienst tun. 15



Kapitän Trasi Migrala und Pilotinnen, Lackland Air Force Base, Texas (24. März 2004)

Prozent der US-Streitkräfte sind weiblich. Amerikanerinnen fliegen Black Hawks und F-18, sie schießen Raketen ab und verbreiten Angst und Schrecken. Die Feminisierung der amerikanischen Kultur hat man sich schon einmal anders vorgestellt.

WER DIE WAHRHEIT GEIGT Am Ende der Einbürgerungszeremonie sagt der Richter oder die Richterin: „Herzlichen Glückwunsch! Sie sind jetzt Bürger der größten Nation der Welt.“ Richard Rorty, für viele der bedeutendste amerikanische Denker der Gegenwart, ist laut Selbstauskunft im Zweifelsfall zuerst Amerikaner, dann Philosoph. Je mehr die USA weltweit in die Defensive geraten, desto manifester der Unilateralismus. Washington beschleunigt den Rückzug aus internationalen Abkommen, betreffe es nun Arbeitsrecht, Klimaschutz, Tretminen oder andere multilaterale Übereinkünfte unter der Ägide der Vereinten Nationen. In den Augen eines langjährigen Politik- und Militärberaters figuriert die UNO als die „Schwatzbude am Hudson“. Angesichts amerikanischer Eigenmächtigkeit sei die UNO zu einem wirkungslosen Akronym herabgesunken, meint Arundhati Roy. Symbolhaft ist der Zustand eines Brunnens im Zentrum San Franciscos, der an die Gründung der UNO

und die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte erinnern soll. Er ist zu einem Waschzuber und Urinal für Obdachlose verkommen.

Bush jr. kündigte das Fakultativprotokoll von 1963 und kappte damit die letzte Verbindung zum Internationalen Gerichtshof in Den Haag. Amerikanische Diplomaten stemmten sich bis zuletzt gegen die Strafverfolgung sudanesischer Politiker, weil das Blutvergießen in Darfur nach ihrem Ermessen das geringere Übel war, verglichen mit der Etablierung einer grenzüberschreitenden Strafgerichtsbarkeit.

My way or no way, sagen der Präsident. Multilateralismus höchstens à la carte. Konsultierung der Verbündeten nach getroffener Entscheidung. Europäer und Amerikaner unterscheiden sich in ihrer Sicht auf die Welt. Das sagt der amerikanische Neokonservative Robert Kagan heute unisono mit dem englischen Marxisten Eric Hobsbawm. Die Wertegemeinschaft wird angezweifelt. Dem deutschen Innenminister zum Trotz hält ein ehemaliger Planungschef im State Department die Beschwörung gemeinsamer Werte für Geschwafel. An den Westen als Block mit gemeinsamen Grundwerten glaubt er nicht mehr. Nein, ihm macht es nach eigenem Bekunden sogar Spaß, die Europäer gegeneinander auszuspielen. Was muss er geschmunzelt haben, als die Iren den Lissabonner Vertrag ablehnten.

Wer die Wahrheit geigt, sagen wir Schlesier, dem „schlä ma a Fidelbogen üm a Kopp“, und wer das Washingtoner Regime ablehnt, wird mit dem Gesicht zur Wand in die anti-amerikanische Ecke gestellt. Die Sängerin Linda Ronstadt kritisierte Bush, schon flog sie in Las Vegas von der Showbühne. Ian McEwan wurde bei der Einreise aufgehalten, weil die Sicherheitsbehörde sein Lesungshonorar für überzogen hielt. Es gibt keinen politischen Isolationismus, hat es nie gegeben, aber einen architektonischen. Bei der neuen US-Botschaft in Berlin musste die Bau-Ästhetik hinter Sicherheitserwägungen zurückstehen. In Istanbul residiert der Konsul wie ein Burgvogt in einer Art Festung über der Stadt, und selbst im politisch verschlafenen München wurde ein Kordon nach dem anderen ums Generalkonsulat gezogen. Jürgen Habermas beklagt unterdessen den amerikanischen Autoritätsverlust, Günter Grass diagnostiziert den Niedergang der Kultur- und Rechtsgeschichte Amerikas. Im Gegenzug wird schon im Ersten Weltkrieg Hamburger in „liberty steak“ und Sauerkraut in „liberty cabbage“ umbenannt.

Der Washington Consensus setzt sich aus den Komponenten Deregulierung, Liberalisierung und Privatisierung zusammen. Freihandel heißt das Zauberwort. Aber die NAFTA und ähnliche Verträge seien weniger ein Freihandelsabkommen als ein freies Investitionsabkommen, behauptet Noam Chomsky. Die Kapitalflusskontrolle wie unter Bretton-Woods-Bedingungen entfällt, unproduktive Spekulanten beherrschen den Weltmarkt, es regiert der Börsenschacher, Heuschrecken finden keine Gegenwehr mehr vor. „Zurück bleiben kaputte Fabriken, entwurzelte Arbeiter und ein neues Ensemble von Geisterstädten“, heißt es über den amerikanischen Sunbelt im Südwesten des Landes. Der Grund, warum Amerikaner, darunter viele junge, nicht krankenversichert sind: Sie können sich die Prämien nicht leisten. Sie sind arbeitslos oder haben nie Arbeit gehabt. Die Arbeitslosenquote wird friert. Sie lässt sich allein mittels der zwei Millionen Strafgefangenen nach unten korrigieren.

Jonathan Franzen schreibt, die Schwarzen-Ghettos sehen so schlimm aus wie Städte nach einem Erdbeben. Der Portier eines Washingtoner Hotels in problematischer Randlage begrüßt seine Gäste hinter Gitterstäben. In einem Chicagoer Slum liegen die Waren eines Lebensmittelmarktes hinter kugelsicherem Glas. In New York stellten sich im Vorjahr über eine Million hungrige Menschen an den Suppenküchen an. Öffentliche Reaktionen auf das Elend wirken hilflos oder zynisch. „Armut hat mit ungleichem Wohlstand zu tun“,

titelte eine Zeitung in Florida. Ein im ganzen Land bekannter Nachrichtensprecher neidet den Obdachlosen, die er auf seinem Weg zur Arbeit herumliegen sieht, die Extrastunde Schlaf. Invertierter Sozialneid sozusagen.

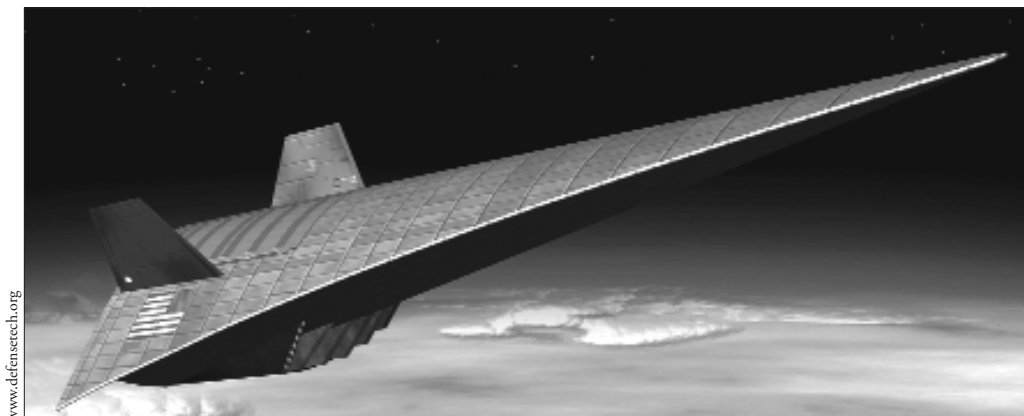
UP, UP AND AWAY Der New Yorker Bürgermeister weiß nicht, wie recht er hat, wenn er sagt: „Dies ist eine wundervolle Stadt. Wir repräsentieren alles, was die Terroristen hassen.“ Dass die entschlossensten Amerikagegner unter Arabern zu finden sind, ist kein Zufall. Im zyklisch angelegten arabischen Kulturkreis sind enge Sozial- und Objektbeziehungen ein anerkannter Wert, im Kontrast wirkt der Amerikanismus zentrifugal, objektvermeidend, risikofreudig und Distanz suchend. Beharrungsvermögen und Anklammerungsbereitschaft versus überbesetzte Ich-Funktionen und Mobilität um ihrer selbst willen. Fachsprachlich ausgedrückt: der Gegensatz zwischen oknophilen und philobatischen Charakteren. „Der American Dream ist der Traum eines Philobaten“ (G. Raethel, *Go West*). Die Ineinssetzung von Bewegung und Fortschritt ist das fundamentale Kennzeichen der amerikanischen Kultur. Herman Melville schrieb in einem seiner Seefahrer-Romane: „Wir sind die Pioniere der Welt, die Vorhut auf dem Weg durch die Wildnis des Unerprobten, um einen Pfad zu schlagen durch die neue Welt, die die unsrige ist.“ Das war um die Mitte des 19. Jahrhunderts. John F. Kennedy drückte sich zu seiner Zeit nicht viel anders aus, als er seine Landsleute aufforderte, die Segel zu setzen; im Hafen liegen zu bleiben sei von Übel. Und Obama, letztes Jahr in Chicago: „We must lead the world.“ Oknophil veranlagte Menschen betrachten den Philobaten als Räuber, Kolonialisten und Umweltsünder. Aus Überzeugung befolgen sie den Sinnspruch „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“. Doch nach dieser Regel „verfahren die Bewohner dieser unserer Erde immer weniger. Sie jagen falschen Ideen nach, deren Folgen sich mit dem, was die Mutter Erde auf Dauer zu geben hat, nicht vertragen“ (Heringer/Schumacher in P. C. Mayer-Tasch, *Die Luft hat keine Grenzen*, 1986).

Ortsveränderung ist im amerikanischen Credo die Vorbedingung für den persönlichen und beruflichen Erfolg. Die wichtigsten Kandidaten im laufenden Wahlkampf sind hochgradig mobil. Als sich Hillary Clinton vor südstaatlichen Wählern einen Touch von Sesshaftigkeit geben wollte, kam sie prompt ins Schwimmen: „Es ist schön, wieder daheim im Süden zu sein, den ich tatsächlich als meine – in Führungszeichen – Heimat betrachte, obwohl ich die meiste Zeit in New York lebe. Nun ja, eigentlich Washington D.C. die meiste Zeit, aber wenn ich nicht dort bin, bin ich natürlich in New York, aber ich denke dauernd daran, hier zu sein im Süden, meiner geistigen Heimat.“ Ms. Clinton soll ihren Vornamen dem neuseeländischen Extrembergsteiger Edmund Hillary verdanken, der auf dem Gipfel des Mount Everest darüber nachdachte, wo eine Route zum benachbarten und noch unerstiegenen Makalu emporführen könnte – die typische Denkweise des Risiko suchenden, ewig unerfüllten Philobaten. Hillary Clinton war bei der Erstbesteigung des Mount Everest bereits sechs Jahre alt. Sie hat ihre Vita wohl nachträglich mit dem berühmten Namenspatron ausgekleidet, um sich als politische Gipfelstürmerin auszuweisen.

Ortsveränderungen die Fülle auch im Lebenslauf von Barack Obama. In Honolulu geboren, als Kind mit der Mutter für einige Jahre in Indonesien, zurück nach Hawaii, von dort nach Los Angeles, anschließend Chicago, Boston, New York und wieder Chicago. Er war nacheinander Sozialarbeiter, Wahlhelfer, Unternehmensberater, Anwalt und Senator. John McCain ist in Panama geboren, mit seinem Vater lebte er als Kind auf verschiedenen Marinestützpunkten auf dem Festland und im Pazifik, eine Zeitlang war er in Virginia ansässig, danach als Marineflieger in der Karibik und am Mittelmeer, Kriegseinsatz in Vietnam, nach der Heimkehr Verbindungsoffizier in Washington, im Anschluss Florida und zuletzt Volksvertreter aus Arizona in

Washington. McCain ist mit seinen fünf Bruchlandungen geradezu der Inbegriff eines Philobaten (Argelander, *Der Flieger*, 1972).

Das Pentagon plant einen bewaffneten Flugkörper, der mit sechsfacher Schallgeschwindigkeit binnen zwei Stunden jedes Ziel der Erde treffen soll. Tempo und Amerikanismus gehören zusammen. Im Englischen sagt man über einen Kandidaten: *He stands for office*, im Amerikanischen: *He runs for President* und sein Stellvertreter ist der *running mate*. Beängstigend die Reiseschwindigkeit von US-Politikern. Lyndon Johnson bewältigte fünf mittel-



Lockheeds Hypersonic Test Vehicle, Mach 6, erste Flüge geplant 2009 (Konzeptskizze)

amerikanische Länder in einem Tag. Obama brachte zwei Kriegsschauplätze, drei europäische Hauptstädte, Jordanien, Israel und fünf Minuten Ramallah in einer Woche unter.

Wir erinnern uns an Tucholskys Anamorphose eines amerikanischen Touristen: „Nach Europa besuchen wir noch Heidelberg und Persien.“

Roger de Weck, Asfa-Wossen Asserate, Ulrich Beck und andere Interpreten abseits sozialwissenschaftlicher Trampelpfade zeigen uns, in welcher Richtung sich Gesellschaften verändern. Im Wirtschaftsleben ein Wandel von oknophilen zu philobatischen Merkmalen: volatile statt stabile Märkte; Verlegung der Hauptquartiere weg von den Produktionsstätten; kurzfristige Vereinbarungen statt langdauernder Bündnisse. Im amerikanisierten Japan ist die Arbeitsplatzgarantie ein Relikt der Vergangenheit, die Verantwortung für die sozial Schwächsten schwindet. Internationale Konzerne entlassen bei bester Auftragslage Tausende von Angestellten. Nach der Wiedervereinigung zeigte sich besonders deutlich, wie stark Westdeutsche im Vergleich zu Ostdeutschen philobatische Verhaltensweisen angenommen haben: Dauerfreundlichkeit; verordnete Ungezwungenheit; sofortige Vertrautheit mit Fremden bei innerer Distanziertheit; die Auffassung vom Leben als endloser Suchbewegung. Asserate schreibt: „Der ‚Hallo-Grüßer‘ ist die verkörperte lässige Unverbindlichkeit. Mit ‚Hallo‘ Begrüßte können ohne weiteres wieder stehengelassen werden. Man hat allmählich das Gefühl, das soziale Modell der menschlichen Begegnungen solle das Verhalten der Hunde bei Treffen im Park sein, wofern sie sich nicht anklaffen und übereinander herfallen. Dann nähern sich die Hunde einander, sehen sich an, schnüffeln ein bisschen aneinander, aber ohne gesteigertes Interesse, nur informationshalber, und wenden sich dann großlos voneinander ab.“

Verhaltensunterschiede reichen bis ins Alltagsleben hinein. Westdeutsche halten in Warteschlangen einen messbar größeren Diskretionsabstand ein als Ostdeutsche, doch dürfte sich dieser Unterschied bald abschleifen, voraussichtlich im westlichen Sinne. Insgesamt liegt Europa, was die Sozialbezie-

hungen angeht, zwischen dem amerikanischen und dem arabischen Kulturkreis, wobei auch hier nicht schwer zu erraten ist, dass die Tendenz weiterhin in Richtung Amerikanisierung weist. Mögen die Franzosen, das vielleicht oknophilste Land Europas, vor der hektischen Google-Kultur warnen und „une approche plus lente et plus raisonnée“ empfehlen – der Amerikanismus ist stärker. Pflege der Backlist im Buchhandel? Nach sechs Monaten wird veramscht, was kein „Schnelldreher“ ist. *Speed Dating* (50 potentielle Partner in 4 Stunden durchchecken), *Dashboard Dining* (schneller als Fastfood), Wegwerf-DVDs (nach 48 Stunden unbrauchbar) oder der E-Fridge im Hotelzimmer (wer eine entnommene Flasche nach 30 Sekunden nicht zurückstellt, muss bezahlen) – all dies wird in abgeschwächter Form nach Europa kommen.

CHANGE? Je mehr einer erfährt über die Kandidaten, desto gründlicher vergehen ihm die Illusionen. Kaum hatte Hillary Clinton eingestehen müssen, dass sie im Aufsichtsrat des gewerkschaftsfeindlichen Unternehmens Wal-Mart gesessen hatte, da kam ans Licht, dass Obamas Wirtschaftsberater eine arbeitnehmerfreundliche Initiative gegen eben diese Firma verurteilt hat und dass ferner Frau Obama für den größten Zulieferer von Wal-Mart tätig war. Man braucht nur irgendwo hineinzustecken, schon tropft es auch an anderen Stellen. War es nicht eine Unverschämtheit des unsympathischen Nixon, die Gespräche seiner Besucher auf Band aufzunehmen? Der glorifizierte Camelot-Präsident war genauso verfahren. Aber Watergate! Gemach, unter Präsident Hardings Verantwortung brach das FBI in die Büros missliebiger Senatoren ein. Gibt es denn gar kein „First“ mehr in der amerikanischen Politik? Die von Bush d.Ä. verkündete Neue Weltordnung – ein alter Traum der Internationale. Ausgerechnet. War Hillary Clinton nicht die erste Frau, die sich ums Präsidentenamt bewirbt, und ist Obama nicht der erste schwarze Kandidat? Carol Mosley Brown vereinigte vor vier Jahren sogar beide Merkmale in sich.

Als „First Lady“ wollte Hillary Clinton ihren Mädchentraum verwirklichen und die westliche Welt verändern. Ihre Interviews sind gespickt mit Vokabeln, die mit „re-“ beginnen: *renewal, remaking, reformation, reshaping, redefining, remolding*. Das „geistige Vakuum“ wollte sie auffüllen mit einer „politics of meaning“. Konkret bereitete sie mit 500 Leuten eine Gesetzesvorlage von 1000 Seiten Umfang zur Gesundheitsreform vor, die im zuständigen Kongressausschuss hängenblieb. Ihr Hunger nach Change blieb ungestillt: Neuland umpflügen, eine Rekonstruktion der Zivilgesellschaft anpeilen, die Gelegenheiten ergreifen, die vor uns liegen. *Change*, Obamas meistbenutztes Wort, hatte sie sich schon fünfzehn Jahre zuvor auf die Fahne geschrieben. „The challenges of change are always hard“, meinte sie. Der kürzlich verstorbene Comedian Pat Paulsen, der 1968 erstmals und seither immer wieder fürs Weiße Haus kandidiert hatte, war mit ähnlich sonorem Unsinn aufgetreten: „For centuries to come the years will pass.“ Übertroffen wurde Pat Paulsen allerdings von Pentagon-Chef Donald Rumsfeld, der einmal Folgendes von sich gegeben hat: „I would not say that the future is necessarily less predictable than the past. I think the past was not predictable when it started.“

Obama hält die Zeit für gekommen, eine neue Seite aufzuschlagen und der Freiheit auf dieser Erde zu einer Wiedergeburt zu verhelfen. Der amtierende Präsident und seine Gefolgsleute wollten ebenfalls die Welt verändern: Indem sie das Oberste Gericht mit konservativen Juristen besetzten, die das Gesicht Amerikas für eine ganze Generation formen können. Wer im Wahlkampf einen Neubeginn anstrebt, kann nicht fehlgehen. Die Seele Amerikas mag momentan zerstört sein, sagte einer von Obamas glühendsten Anhängern, aber der junge, unverbrauchte Senator aus Illinois wird den Neuan-

fang schaffen, er ist Amerikas einzige Hoffnung. Was macht's, dass Obama bei manchen Themen bis in die Wortwahl hinein so klingt wie George W. Bush und dass seine Reden umso hohler klingen, je länger der Wahlkampf dauert. In Berlin forderte er Hunderttausende auf, überall auf der Welt die Mauern (im übertragenen Sinn) einzureißen. Aber den (konkreten) Grenzzaun zu Mexiko will er verstärken lassen.

To start over, die Vergangenheit abstreifen wie einen alten Mantel, mesmerisiert ein Volk, in dessen kollektivem Gedächtnis das Verlassen der alten Heimat oder das Abschütteln der Sklaverei gespeichert ist. Unter Bush schien sich der alte Optimismus verflüchtigt zu haben, aber dann trat Obama auf den Plan und behauptete *Yes, we can*, so wie Sammy Davis jr. mit den Worten *Yes, I can* jeden Schritt seiner Karriere begleitet hatte.

BOMBS AWAY! Ob ein Präsident namens Barack Obama die Bombs-away-Politik seiner Vorgänger beenden würde, ist offen. Absolut mehr Kontinuität wäre auf diesem Gebiet von McCain zu erwarten. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben die USA zwanzig verschiedene Länder bombardiert. Einige von diesen sind fast schon in Vergessenheit geraten: Panama, Grenada, Indonesien, Belgisch-Kongo. Bei anderen dauert die Entschärfung von Blindgängern noch an. Über Laos wurden zwei Millionen Tonnen Bomben abgeladen. Opfer waren Zivilisten. Wie viele Tote gab es durch Clintons Bomben auf den Sudan? Man weiß es nicht, denn die USA ließen eine Untersuchung durch die UNO nicht zu. Im Augenblick löschen Bush und seine Mannen Tausende und Abertausende von E-Mails. Zvetan Todorov schätzt die Zahl toter afghanischer Zivilisten nach amerikanischen Bombenangriffen auf 3000.

Zur Zeit scheinen die Metzeleien die Dimension von Hochzeitsgesellschaften zu erreichen. Top secret, zum Schutz der Freiheit. Obwohl doch E.T.A. Hoffmann für uns Naive geschrieben hatte: „Keine blinde Maßregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Freiheit schützen.“

Auf meiner Wunschliste für den Dann-wohl-Präsidenten Obama steht: den 20 bombardierten Ländern kein neues hinzufügen; die US-Außenpolitik generell entmilitarisieren; das Kyoto-Protokoll unterzeichnen; die eigenen Slums sanieren; eine gesetzliche Krankenversicherung einführen; den abgedankten Bush vom Trinken abhalten; Chrysler dazu bewegen, einen Jeep zu bauen, dessen Getriebe sich ohne zu hakeln vom zweiten in den dritten Gang schalten lässt. Nichts von alledem wird eintreffen, aber: „Isn't it pretty to think so?“ (Hemingway, *Fiesta*, letzter Satz) 🌿

Hobe Vorbilder: Washington, Jefferson, Roosevelt, Lincoln

